

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 6

Artikel: Das Wunder im Bergholz : Roman [Fortsetzung folgt]
Autor: Zinniker, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665741>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS WUNDER IM BERG HOLZ

Als Anderegg von neuem den Walplatz betrat, um auch mit dem Anstifter des Ueberfalls reinen Tisch zu machen, war Böhrlí gerade daran, durch die auf die Gasse mündende Werkstattdür das Weite zu suchen.

„Halt, Bürschchen!“ faßte er ihn an. „Du bleibst vorläufig da und wartest, bis der Meister heimkehrt und dich der Polizei übergibt. Dieses Schurkenstück wird dich teuer zu stehen kommen.“

„Daß mich doch“, winselte Sämti Böhrlí, der nicht die mindeste Anstrengung machte, sich der Umklammerung zu entwinden. „Es war ja nicht so böß gemeint; du siehst doch, daß wir ein Gläschen zu viel getrunken haben.“

„Ob ein Gläschen zu viel oder zu wenig, läßt mich vollständig kalt; dagegen ist mir die Tatsache nicht ganz gleichgültig, daß ihr mich überwältigen wolltet. Ich muß die Gewißheit haben, daß ich fortan vor deinen Belästigungen verschont werde.“

„Ich verspreche dir hoch und heilig, dich in Zukunft in Ruhe zu lassen. Du kannst bestimmt darauf zählen. Deshalb übe Nachsicht mit mir; ich bin im Grunde kein so schlechter Hund, wie du meinst, Anderegg.“

Melchior lockerte den Griff, im Zweifel, ob er Böhrlí gänzlich fahren lassen oder noch länger festhalten sollte.

„Das redest du wahrscheinlich nur so in der Verlegenheit“, sagte er. „Deine Wandlung kommt mir zu plötzlich, als daß ich ihr ohne weiteres Glauben schenken könnte.“

„Es ist mein Ernst; ich werde dich nie mehr behelligen“, flehte Böhrlí.

„Gut denn, gehe jetzt deines Weges. Morgen aber, wenn du deinen Rausch ausgeschlafen und über alles nachgedacht hast, kommst du noch einmal hier vorbei und wiederholst mir dein Versprechen in Gegenwart meines Meisters. Es

wird sich dann zeigen, ob du ein Mann bist, bei dem das gegebene Wort noch etwas gilt oder nicht.“

Böhrlí ging durch die Nacht davon, seltsam beglückt, daß ihm für seine Uebeltat kein Härchen gekrümmt werden sollte. Am liebsten hätte er vor Erleichterung laut herausgejauchzt. Aber das schickte sich ihm doch nicht ganz, und so stapfte er still und ein wenig nach innen gewandt nach Hause. Nur der Schnee stöhnte unter seinen Füßen und schien wie eine Geisterstimme immer wieder seinen Namen zu rufen.

Am Sonntagvormittag entledigte sich Böhrlí in guter Haltung dessen, was ihm zu tun oblag. Man merkte ihm an, daß er, ohne zerknirscht zu Kreuze zu friechen, den begangenen Hausfriedensbruch inständig bereute.

„Recht so“, nickte Meister Buri bedächtig. „Ich sehe, daß du aus deiner Entgleisung eine Lehre ziehst. Das wird dem Dorffrieden zuträglich sein.“

Auch Melchior Anderegg wußte von dieser Stunde an, daß er von Böhrlís Seite nichts mehr zu befürchten hatte.

*

Vieles war damit in Ordnung gebracht, aber freilich nicht alles. Denn solange das Kraftwerk in Frage stand, solange stießen sich dessen Verfechter an Melchiors Vermittlungsversuch, solange wurde aber auch das Unglück an der Engelburg zusammenhanglos ins Gerede gezerrt. Einige Draufgänger verlangten sogar, als handle es sich um das Selbstverständlichste der Welt, Andereggs Entfernung aus dem geheiligten Ort.

Eines Abends benützte der junge Gemeinderat von Almen, der sich zum willfähigen Sprachrohr der Heßer und Aufwiegler machte,

einen Aufenthalt Buris im Dorf zu einem kurzen Besuch in der Schnitzerei. Er trat auf Melchior zu und blieb ungewöhnlich erregt vor ihm stehen. Aus Mangel an Lebensart behielt er seine Wollmütze auf dem Kopf und kratzte sich verlegen im Nacken. Melchior schob ihm eine Stabellie hin und erkundigte sich nach dem Grunde seines Kommens.

„Ich kann nicht anders, ich muß im Vertrauen ein Wörtchen mit dir reden“, begann von Almen etwas unsicher, fuhr aber gleich darauf mit fester Stimme in Frageform fort: „Hast du dich nicht schon selber im stillen Kämmerlein bei dem Gedanken betroffen, es wäre das beste für dich, unserem Dorf für einige Zeit den Rücken zu kehren und deine Tätigkeit auswärts aufzunehmen, bis über gewisse Dinge Gras gewachsen ist?“

„Solche Gedanken sind mir durchaus fremd; ich habe mich noch nie mit einer derartigen Absicht getragen und werde es auch morgen und übermorgen nicht tun“, versetzte Melchior gelassen.

„Aber du siehst doch, daß dieses Gezänk kein Leben für dich ist. Packe also deine Sachen und gehe; du erweistest damit dir und der Gemeinde einen großen Dienst. Wir würden dir beim Umzug behilflich sein und dich nach gegebener Zeit, wenn alles verraucht sein wird, mit Freuden zurückholen. Ueberlege es dir; ich möchte meinen Leuten bald Bescheid bringen“, drängte von Almen.

Melchior, dem das Wasser nachgerade an den Hals stieg, stützte sich mit der einen Hand auf die Schnitzbank und schaute nachdenklich zu Boden. Dann antwortete er ruhig:

„Sage deinen Freunden, daß sie von mir nichts zu fordern haben, wozu sie kein Recht besitzen; sage ihnen auch, daß ihre Machenschaften ein Schlag in die Luft sind und daß mich nur der Tod von dieser Stelle bringt. Wenn ich euch raten kann, dann sorgt ihr jetzt endlich dafür, daß Frieden wird.“

„Wir werden ja sehen!“ fuhr von Almen auf, lachte grell und polterte aus der Werkstatt. Melchior Anderegg blieb im Dorfe, er stand wie ein Fels auf solidem Grund und machte mit seinem Beharren alle Ränke und Kniffe zu-

nichte. Was lag ihm an all diesen Menschen, die gegen ihn wetterten und stichelten? Er wollte mit ihnen nichts zu schaffen haben; nach dem Besuch von Almens waren sie für ihn erledigt, erledigt wie so vieles andere. Seit er Hans Jaggi und Andreas Jaun verloren hatte, richtete sich sein Wesen ganz nach innen.

Die Streitigkeiten hörten auf mit dem Tag, an dem der Gemeindebeitrag an den Kraftwerkbau mit beträchtlichem Stimmenmehr beschlossen wurde. Wohl murrten die Alten noch eine Weile über den jugendlichen Leichtsin, mit dem das Geld zum Fenster hinaus geworfen werde; sie fühlten sich samt ihrer Vernunft an die Wand gedrückt und prophezeiten dem Dorf eine Schuldenlast, daß jedem einzelnen das Viegen wehtun werde. Aber schließlich versiegten auch diese Weissagungen, die später keineswegs in Erfüllung gingen, wie das Ticken einer Uhr, die man aufzuziehen vergessen hat.

Melchior Anderegg hatte vorläufig Ruhe. Er schuf um sich eine Atmosphäre von Abgeschlossenheit und Selbstgenügen und war dankbar für jede Minute der Stille. Die Hingabe an sein Werk erfüllte ihn mit einem opferstarken Glauben, der nicht mehr fragte, was er versäumt habe, was gestern gewesen und ihm mißlungen war, sondern nur noch bejahte und frohen Herzens empfing, was der Tag ihm bot. Was er an Mißgunst, Haß und Verleumdung erlitten hatte, verwandelte er in Liebe und Menschenwürde. Vorbei waren die Stunden der Mutlosigkeit und des quälerischen Grübelns nach dem Sinn des Lebens, vorbei die Stunden müder Enttäuschung und Verzweiflung, in denen er alles dem Schicksal überlassen wollte. Es strömte in ihm ein Urquell, der ihm wie das tröstliche Licht der Sonne Kraft und Zuversicht schenkte.

In gehobener Stimmung vollendete er in einem Zuge die beinahe lebensgroße Keffiz. Sie war voll von Seele und formgewordener Natur. Das Tier war nicht in einem Augenblicksdasein seines Lebens erfasst, sondern in seinem Sitzen mit den aufgestuften Vorderläufen ganz aus der Ursprünglichkeit heraus geschaffen. Seine nur leicht entspannte Ruhestellung schien Jahrtausende hinter sich und die endlose, unbekannte Ewigkeit vor sich zu haben.

Meister Buri betrachtete das Werk eingehend von allen Seiten. Mit aufmerksamen Augen hing er an der Figur und maß ihre Linien und Flächen, die den gewohnten seines überlieferten Handwerks kaum mehr glichen. Das Ganze war fast unbegreiflich schlicht und einfach, aber sprechend und überzeugend, ehrlich und wahr und ohne andere Symbolik als jene einleuchtend große, die uns die Göttlichkeit der Natur erstauend ahnen läßt. Nachdem er wohl eine Viertelstunde wortlos vor der Arbeit gestanden, klopfte er seinem Schüler auf die Schulter und sagte:

„Ich wünsche dir Glück, junger Freund. Du hast etwas Ungewöhnliches geschaffen und einen Punkt erreicht, an dem unsere Wege auseinandergehen. Ich sehe, daß ich dich nichts mehr zu lehren habe; ich sehe es halb im Schmerz, halb mit Genugtuung. Deine Rehfiz ist etwas gänzlich Neues, sie ist die längst erwartete und insgeheim befürchtete Revolution gegen alles Entstellte und Erkünstelte, gegen die Geschmacksverirrungen und Kompliziertheiten, die sich die Schnitzler der letzten Jahrzehnte zuschulden kommen ließen und denen auch ich manchmal erlegen bin. In deiner Figur offenbaren sich Formgesetze, die uralt und doch immer neu sind und mit launischen Modeschwankungen nicht das geringste gemein haben. Das beweist uns die Natur, zu der du dich zurückgefunden hast. Auch in ihr ist alles nach unverrückbaren Gesetzen geordnet: auf die Nacht folgt der Tag, die Gestirne wandeln ihre ewig gleiche Bahn, Werden, Leben und Sterben sind von der Allmacht Gottes bestimmt, und alles ist weise gefügt, vom Größten bis zum Kleinsten. Solche Gedanken werden nur durch wahre Kunstwerke ausgelöst.“

Melchior Anderegg, der sich keiner besondern Leistung bewußt war, wollten Buris Worte wie aus einem holden, allzu schönen Traum erscheinen. Deshalb hat er den Meister, von seiner Arbeit doch kein Aufhebens zu machen, sondern ihn schonungslos wie bisher auf deren Fehler und Mängel hinzuweisen.

„Ich habe gesagt, was zu sagen ist; es bleibt dabei. Ich habe an deiner Rehfiz nichts auszusagen, ich zolle dir aufrichtig und neidlos Lob. Sie ist für mich alten Mann eine Offenbarung. Du hast eine hohe Stufe menschlicher Entwick-

lung erreicht und dir die Fähigkeit erworben, dich von jeder sentimentaligen Lüge freizuhalten und den Dingen ihren naturgegebenen Sinn zu lassen. Das ist mehr, viel mehr, als ich dich zu lehren vermochte. Wenn du in deinem Schaffen jetzt auch in anderer Richtung gehst und dich weit von mir entfernst, so habe ich doch den Trost, daß bei dir Kräfte am Werke sind, die sich der Urgesetze des Schöpfers besinnen und nach den großen Wahrheiten suchen. Vielleicht wirst du es schwer haben und gegen den Strom schwimmen müssen; vielleicht wird deine Kunst Anstoß erregen und manchen ein Dorn im Auge sein; aber du bist stark genug, dich durch Unfeindungen nicht beirren zu lassen. Ich schlage dir fürs erste vor, deine Arbeit im Schnitzlergeschäft zur Ausstellung zu bringen und zu beobachten, was sie an Zustimmung und Ablehnung bewirkt. Ich werde dir diese Sorge abnehmen und mit dem Ladeninhaber selber reden, wenn es dir recht ist, mein Lieber.“

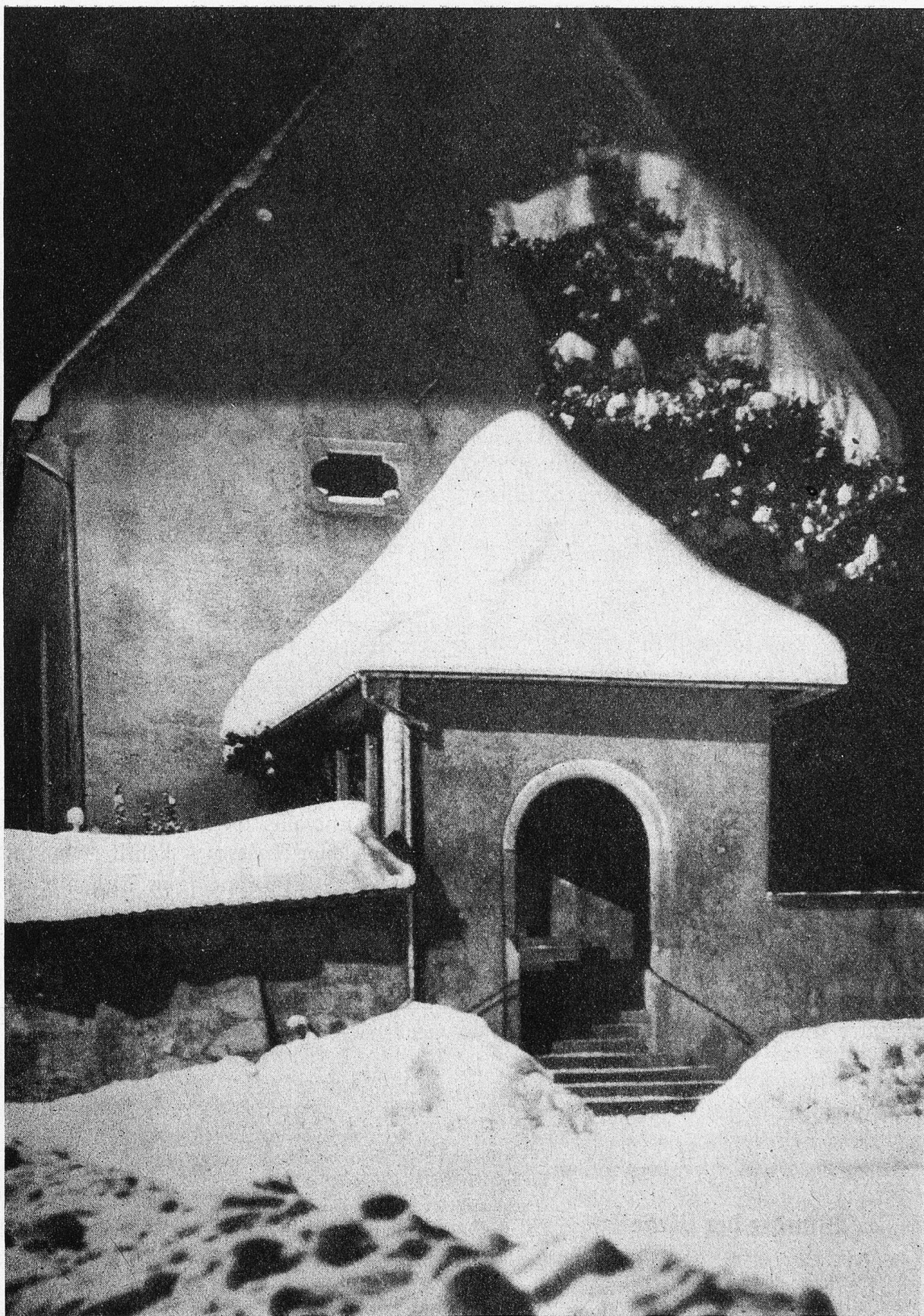
„Ich bin gerne damit einverstanden; ich schulde Ihnen tausendfachen Dank, lieber Meister. Aber das alles trifft mich so plötzlich und unvorbereitet, daß mir vor der Zukunft bange will“, flocht Anderegg ein.

„Zubeln solltest du aus Herzensgrund, was auch immer geschehen mag“, begütigte der greise Schnitzler.

„Die Bedrückung und Bedrohung liegt anderswo. Sie haben vorhin von zwei Wegen gesprochen, die uns auseinanderführen werden; die Trennung ist es, was ich nicht fassen kann.“

„Wer sagt denn, daß mein Ausspruch wörtlich zu nehmen sei?“ lachte Buri. „Solange ich lebe, stelle ich dir meine Werkstatt zur Verfügung. Sie bietet beiden Platz genug, und ich sehe nicht ein, warum du mich verlassen solltest. Nur stehst du fortan auf eigenen Beinen und arbeitest der Ordnung wegen auf deine Rechnung; für Raum, für Werkzeuge und Heizung bezahlst du eine angemessene Miete, und das Material beschaffst du dir selber. Wir setzen das nachher noch auf und siegeln es mit Vertrauen. Und wenn du eines Rates bedarfst, dann holst du ihn wie schon immer bei mir.“

„Gepriesen sei dieser Tag des Glückes, der mir das Fortgehn von hier erspart“, strahlte



*

*

WEIHNACHTSABEND

*

*

Melchior. „Jetzt blicke ich frohen Mutes in die Zukunft, jetzt hängt mir vor nichts mehr, obwohl ich weiß, daß ich Ihren Beistand und Ihre Hilfe noch nötiger haben werde als bisher.“

„Hüte dich davor, dir dein Können zu Kopfe steigen zu lassen und dir darauf etwas einzubilden“, mahnte der väterliche Meister. „Wappne dich gegen die Versuchung nach Anerkennung und Besitz; wirf die Meinungen in den Wind, gehorche der Erfahrung und der inneren Stimme, denn auf diese zwei ist einzig Verlaß. Deine Rehfik gefällt mir sehr gut, sie könnte nicht besser sein; doch bedenke, daß du dich in jeder weiteren Arbeit ganz bewähren mußt.“

„Es ist mir alles klar, lieber Meister; ich erkenne die Kunst als hohe Verpflichtung, die ich reinen Herzens und ohne Abwege erfüllen möchte.“

„So reiche mir deine Hand“, schloß Buri.

Sie blieben noch eine Weile beieinander in der Werkstatt, still und des Friedens voll wie Freunde, die sich im tiefsten verstehen. Es schien Melchior Anderegg, als sei er aus einem Schlafe aufgewacht, als habe er bis zu diesem Augenblicke nie recht gewußt, was das Leben sei.

V.

Die Holzschnitzerei der Gegend ist auf wildem, unkultiviertem Boden entstanden. Ihre Anfänge liegen in den Jahren, da die Schönheit der Alpen entdeckt wurde. Damals griffen Männer in den Talgemeinden zum Messer, schnitzten und drehelten Tabakpfeifen, Bestecke, Teller, Becher und Schalen und versahen

sie mit üppigen Ornamenten. Nach vielem Lasten und Pröbeln wagten sie sich an die Herstellung von Bären, Gemsen, Hirschen, Kühen und Adlern, Sennhütten und Milchtansen, Bergblumen und reichverzierten Rähmchen. Diese sentimentalen, verschnörkelten Erinnerungsgegenstände boten sie durch Ladengeschäfte den Besuchern zum Kaufe an. Die ersten Schnitzler mußten sich mit spärlichem Einkommen begnügen, sie fristeten ihr Leben mit Kummer und Sorge und vielfach unter bitterer Not. Ihre Arbeiten vermochten vor dem Auge des Kunstkenner's noch lange nicht standzuhalten. Später wurde drunten am See eine Zeichenschule mit einer dürftigen Modellsammlung errichtet; unter ihrer Ausstrahlung wandte sich in neuerer Zeit eine bildhauerisch erzogene Generation mehr und mehr der Möbelschnitzerei, der Architektur und Dekoration, dem Grabmal und dem Wegweiser, den Stammtisch- und Wappenfiguren zu. Das Gewerbe erschloß sich weite Gebiete, erfreute sich zahlreicher Aufträge und einer ungeahnten Blüte.

Doch selbst inmitten dieser Erzeugnisse eines erwachenden Kunstsinnes, erst recht aber inmitten der Souvenirware, die als Kitsch noch auf Jahrzehnte hinaus hartnäckig das Feld behauptete und alles Gesunde zu erdrücken drohte, ruhte Melchior Andereggs Rehfik fremd und beziehungslos. Ein Hauch von Einsamkeit wehte um ihren schmiegsamen, edlen Körper, sie lag in ihren sicheren, einfachen Formen, sie strömte Leben und Wärme aus und suchte die benachbarten Figuren und Holzschnitzlerwerke zu atmenden Wesen zu erwecken.

(Fortsetzung folgt)

Wunder der Liebe

Zum Advent

Oft will das Leben nicht mehr weiter gehn,
Bleibt schwarz und zögernd stehn —
O schauerlich verwirrte Tage,
Da alles Lebende in uns sich selber hasst,
Anklagend sich und Gott in frevelhafter Frage!

O Wunder, wenn uns dann die Liebe naht
Und unsern finstern Pfad
Mit ihrer stillen Flamme lichtet!
Wär' diese Gnade nicht, längst hätten wir
Uns ganz verirrt ins teuflische Revier
Und Licht und Gott in uns vernichtet.

Hermann Hesse.